

MARY ADKINS

ro  
ro  
ro

DAS  
PRIVILEG

ROMAN



**Mary Adkins**

# **Das Privileg**

Aus dem Englischen von Marie Rahn

## Über dieses Buch

A woman's world

Auf dem Campus einer Südstaaten-Universität kreuzen sich die Lebenswege dreier Frauen. Die schüchterne Annie stammt aus einer Kleinstadt und blüht an der renommierten Carter University auf. Bea studiert Jura und hat als Tochter einer schwarzen Mutter und eines weißen Vaters früh gelernt, dass Recht nicht unbedingt Gerechtigkeit bedeutet. Stayja arbeitet als Kellnerin im Campus-Café. Seit ihre Mutter erkrankt ist, reicht das Geld kaum, um die Miete zu bezahlen.

Ihre Schickale verbinden sich auf unerwartete Weise durch die Begegnung mit dem wohlhabenden Studenten Tyler Brand. Tyler, der bei Stayja täglich so charmant seinen Kaffee kauft; der Annie auf einer Party sexuell genötigt haben soll; und von Bea juristisch beraten wird ...

Ein kraftvolles Buch über Mut und #metoo und drei junge Frauen in einer Welt, die nicht für sie gemacht ist.

## Vita

Mary Adkins studierte Jura, arbeitete lange als Anwältin und unterrichtet heute Storytelling in New York. Sie ist preisgekrönte Autorin diverser Theaterstücke und hat für zahlreiche Zeitungen, u. a. die New York Times, geschrieben. 2019 erschien ihr Debütroman «Wenn du das hier liest».

Marie Rahn, 1965 in Mülheim an der Ruhr geboren, studierte und lehrte Literaturübersetzen in Düsseldorf. Sie übersetzt seit vielen Jahren Belletristik aus dem Englischen, Französischen und Italienischen. Mit ihrem Mann und zwei Söhnen lebt sie in Mülheim an der Ruhr.

# Impressum

Die englische Originalausgabe erscheint 2021 unter dem Titel «The Privilege» bei Harper Collins, USA.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Februar 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Privilege» Copyright © 2020 by Mary Adkins

Redaktion Johanna Schwering

Covergestaltung ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung Nicolas Balcazar/EyeEm/Getty Images

ISBN 978-3-644-00752-9

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

# Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)*

*Für meine Eltern, die uns genug liebten,  
um die ganze Welt für uns zu wollen*

# CARTER COLLEGE

UNIVERSITÄTSGEBÄUDE  
UND  
KRANKENSTATION 

STUDENTEN-  
ZENTRUM

WIGGINS-  
BIBLIOTHEK

DAS  
ROOSTER

NÖRDLICHER  
CAMPUS

PIKA

ATO

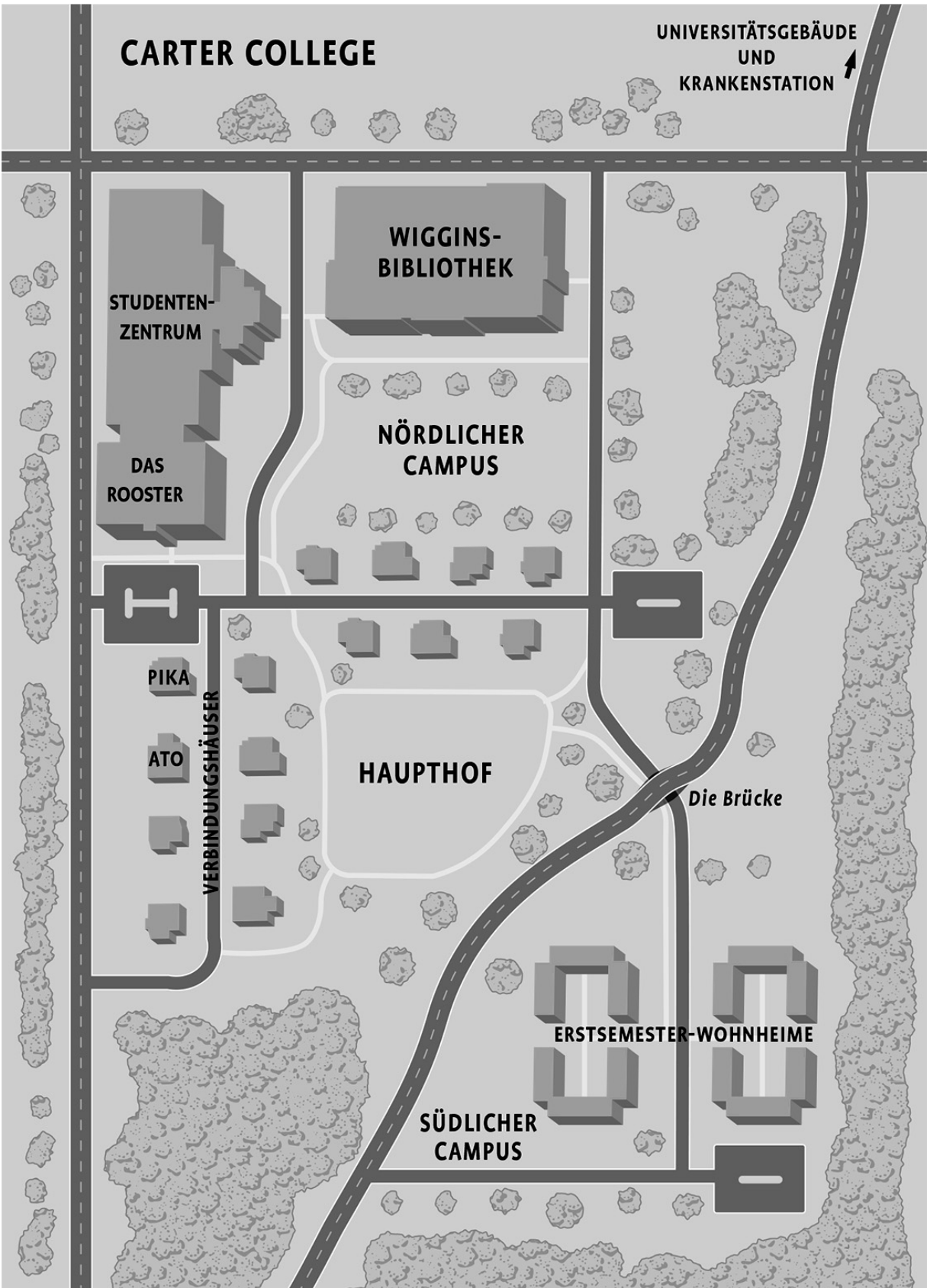
VERBINDUNGSHÄUSER

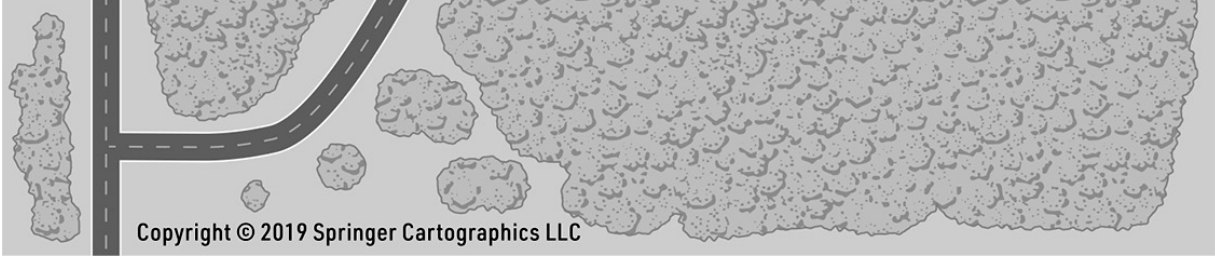
HAUPTHOF

Die Brücke

ERSTSEMESTER-WOHNHEIME

SÜDLICHER  
CAMPUS





Copyright © 2019 Springer Cartographics LLC

*Würdest du sie hypen und teilen,  
sie würde enttäuschen.*

*Pixel und Schleier.*

*Eine E-Mail mit dem Betreff <re>  
würde sie nicht überleben.*

*Du würdest sie auschecken, dir den Kopf zerbrechen und dich  
fragen, wie sie zu verstehen ist.*

*Weißt du, was komisch ist? Wie oft  
ich einen Sonnenaufgang sehe und denke,  
es ist ein Sonnenuntergang.*

*Als hätte ich die Zeit vergessen, oder als hätte die Zeit kurz  
vergessen, mich zu nerven,  
und ich sehe  
den Anfang und das Ende  
des Lichts.*

*Auch sie, reduziert auf ein Thumbnail,  
hat ihre Version der Geschichte zu erzählen.  
Denn sie war wach die ganze Zeit,  
sie war eine Frau.*

That Girl

Von P.K. Fox

## Teil 1

# Hoffnung

## The Carter Chronicle

Donnerstag, 24. August

### Willkommen am Carter! 10 Ratschläge für Erstsemester

*Vom Respektlosen Rooster*

Kikeriki! Hier ist O-Woche<sup>1</sup>, und der Campushof füllt sich mit neuem, prächtigem Frischfleisch, das in Massen anrollt und Kofferräume der Marken Tesla<sup>2</sup>, Prius<sup>3</sup> und Dodge<sup>4</sup> auslädt. Wenn ich mich vorstellen darf: Ich bin der Respektlose Rooster. Auf dem Plan heute: meine 10 besten Ratschläge für euch, um das Beste aus eurem ersten Jahr an dieser wundersamen Institution zu machen.

1. Lest meine Kolumne.
2. Versucht gar nicht erst herauszufinden, wer ich bin. Ich bin alle hier und keiner.
3. Andererseits ist alles, was mit mir zu tun hat, wahrscheinlich eine gute Idee.

4. Im *Rooster* kriegt man anständigen Kaffee. Aber Finger weg von den Croissants!<sup>5</sup>
5. Wie wir alle wissen, ist dieser Campus mit vielen Wasserspeiern geschmückt. Aber wenn ihr das nächste Mal am Eingang zum Stoling<sup>6</sup> vorbeikommt, werft doch mal einen Blick nach oben. Dann werdet ihr zwei Gargoyles entdecken, die *eindeutig* neu sind.
6. Schreit entsetzt auf!
7. Nein, das ist keine Halluzination. Diese Wasserspeier sind echt und, ja, sie haben *reale menschliche Gesichter*.
8. Wer sind diese Menschen/Wasserspeier? Diese Gargoyles sapientes? Diese Gargohominiden?
9. Warum in aller Welt tragen sie moderne Kleidung? Wieso hängen die dort über dem Eingang zu einem Gebäude? Und worum ging's noch mal in dieser Kolumne?
10. Das *Mojito*, an der Kreuzung von Beech und Smith hinter dem Südlichen Campus, hat die besten Tacos – und von einem Big Boss<sup>7</sup> wird man frühestens ab ein Uhr nachts zur Schnecke gemacht.

Willkommen am Carter, wo die Studentenverbindungen immer noch das Sagen haben, die Wasserspeier immer noch mutieren und ich mich jede Woche in diesem Forum über alles<sup>8</sup> lustig mache.

Kikeriki!

Genug für heute –

## Glossar:

1. O-Woche heißt Orientierungswoche – nicht, was *ihr* denkt!
2. Tesla: Gefahren von den Eltern, die erfolgreicher sind, als ihr je sein werdet.
3. Prius: Gefahren von den Eltern, die wünschten, sie wären erfolgreicher, als ihr je sein werdet, und sich damit begnügen, euch krass unter Druck zu setzen.
4. Dodge: Gefahren von den Eltern, die ein Stipendium für euch beantragt haben.
5. Croissants aus dem Rooster: Trocken wie Professor Hendricks Vorlesung zur Theorie der rationalen Entscheidung in den Wirtschaftswissenschaften.
6. Stoling: ein neues Wohnheim auf dem Westlichen Haupthof, denn am Carter findet man immer Gelegenheit, das Geld reicher Spender auszugeben.
7. Big Boss: Angeber in Segelschuhen und Karoshorts, der in Manhattan aufgewachsen ist und die Sommerferien mit dem Kennedy-Clan verbringt. Zeitvertreib: Saufen und Grapschen.
8. Alles = Ihr. Ich mache mich über euch lustig.

1

## Annie

*Freitag, 25. August*

Meine Geschichte über Tyler Brand beginnt an dem Tag, als ich ihn kennenlernte, in der ersten Woche meines zweiten Jahrs am Carter College. An diesen Tag kann ich mich noch lebhaft erinnern, bestimmt auch deswegen, weil ich wie elektrisiert war von dem Gefühl frischer Luft auf meinen Beinen und von der Aufregung, meine Narben zum ersten Mal seit Jahren nicht zu verstecken.

Meine Beine waren immer das Attraktivste an mir, oder hatten es zumindest sein sollen. «Ich habe gebetet, dass du die Beine deines Vaters bekommst, und das hast du», erzählte meine Mutter mir immer und immer wieder. Ich würde einmal eine gute Läuferin abgeben, sagte sie, vielleicht würde ich groß genug werden, um Basketball zu spielen oder als Supermodel zu arbeiten. Wenn ich erst in meine Beine hineingewachsen wäre, würde ich mit ihnen die Jungs verrückt machen, ganz egal, welche Schuhe ich trug.

Und dann, gerade als ich tatsächlich begann, in meine Beine hineinzuwachsen, wurden sie gegrillt. In den Sommerferien nach der achten Klasse saß ich im Garten, als der Grill

umkippte und die Decke neben mir Feuer fing. Mir wurde ein viertel Quadratmeter Haut transplantiert – das meiste von einem Spender und ein bisschen von meiner linken Pobacke – und auf meinen linken Unterschenkel, mein rechtes Knie und meinen rechten Innenschenkel verteilt.

Nachdem Aufruhr und Schmerzen sich gelegt hatten, dauerte es eine Weile, bis ich begriff, dass ich von nun an mit ganz anderen Augen angeschaut werden würde. Zuerst war ich verwirrt über die Traurigkeit der anderen. Erkannten sie denn nicht, dass ich das Schlimmste überstanden hatte? Ich hatte das Feuer überlebt.

Meine Zehen, Hände und Brüste waren suboptimal, das hatte ich schon vor dem Unfall begriffen. Aber die Narben gehörten doch nicht richtig zu *mir*. Sie waren mehr wie ein Accessoire, wenn auch nicht besonders schmeichelhaft: So wie wenn jemand hässliche Ohrringe trägt, aber darum ja nicht selbst als hässlich bezeichnet wird. Die Narben waren nicht von meinem Körper hervorgebracht worden, sondern kamen von außen, von dem unglücklichen Umstand, dass ich zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war.

Aber als sie weder verschwanden noch verblassten, sondern im Gegenteil sogar dunkler und härter wurden, wurde ich eines Besseren belehrt. Und ich begriff, dass das hier nicht mit Ohrringen oder Impfnarben vergleichbar war. Meine Beine, die eigentlich übers Basketballfeld rennen und Jungs verrückt machen sollten, sorgten für aufgerissene Augen, Grimassen und offene Münder. Also begann ich, sie unter Jeans zu verstecken.

Bei Partys, am Pool und am Strand, auf dem Schulabschlussball: Ich trug nichts anderes mehr. Sogar sonntags in der Kirche trug ich Jeans, nachdem ich meiner Mom gedroht hatte, Atheistin zu werden, falls sie weiter darauf bestand, dass ich ein Kleid anzog.

Als ich «mit Brandnarben leben» googelte, empfahl mir das Internet Verbrennungswitze. Also entschied ich mich die folgenden sieben Jahre für die Strategie, meine Beine zu ignorieren: Von der Taille abwärts existierte ich praktisch nicht mehr.

Meine Heimatstadt Pineville als «klein» zu bezeichnen, wäre noch übertrieben. Wir haben ein *Red Lobster*, ein mickriges Einkaufszentrum und ein paar baufällige Kirchen, die der Staat Georgia als Baudenkmäler deklariert hat. Auf einem Schild zum Highway 280 prangt das Motto der Gemeinde: «Fast weg, aber nicht vergessen». In meinem Jahrgang gab es 45 Schüler, von denen sechs den Nachnamen Cooper hatten.

Aber selbst in Kleinstädten gibt es sozialen Druck. Als Teenager erkannte ich nicht, dass meine Narben nicht nur Fluch, sondern auch Segen waren. Denn ich war so deutlich mit einem Makel behaftet, dass ich gar nicht erst Gefahr lief, mich über mein Aussehen zu definieren. Da ich aus der Kategorie «hübsches Mädchen» herausfiel, konnte ich mich auf andere Dinge konzentrieren. Ich entschied mich für die Musik und gewann mit meinem Fagott Wettbewerbe, zuerst in Pineville, dann im ganzen Land. Einmal flog ich sogar mit dem National Youth Orchestra nach Washington D.C., um vor dem

Präsidenten zu spielen. Annie Stoddard, Fagottspielerin, Brandopfer, Jeansfanatikerin. Dass mein Körper im besten Falle unsichtbar und im schlimmsten grauenerregend war, rettete mich in gewisser Weise. Ich bekam mit, wie Freundinnen hungerten, sich den Finger in den Hals steckten oder sich ritzten. Wie sie weinten, weil sie auf Instagram zu wenig Likes erhielten. Ich nicht. Warum sich quälen, wenn einen sowieso niemand ansieht? Gesegnet sind die Unattraktiven.

Und dann geschah das Unfassbare. Ich wurde am Carter angenommen.

Vom Carter College hatte ich seit dem National Youth Orchestra geträumt, weil mir die erste Flöte, Klassensprecherin der Abschlussklasse einer Privatschule in Michigan, erklärte, sie wollte dorthin gehen, genau wie ihre ältere Schwester, deren Collegefreunde so gebildet waren, dass ihre Eltern keine Ahnung hatten, wovon sie sprachen, wenn sie in den Ferien nach Hause kamen und sich am Abendbrottisch unterhielten. Obwohl sich das Carter in North Carolina befand, nur zwei Staaten von uns entfernt, hatte es laut meiner Studienberaterin Ms. Flo noch niemand aus meiner High School besucht. Als ich ihr sagte, ich würde mich um einen Platz bewerben, zog sie eine Augenbraue in die Höhe.

«Willst du nicht lieber auf die Universität von Georgia? Wahrscheinlich kämst du dort aufs Honors College», nuschelte sie (wir waren ziemlich sicher, dass sie Alkoholikerin war) und

nuckelte an dem mit Lippenstift beschmierten Strohhalm in ihrem riesigen To-go-Becher, den sie immer dabei hatte.

Aber Ms. Flo unterschätzte, was es bedeutete, in einer Welt aus Cellistinnen und Violinistinnen Fagottspielerin zu sein. Ich wurde nicht nur am Carter angenommen, sondern bekam sogar drei Viertel des Studiengelds vom College erlassen. Meine Eltern weinten beide vor Erleichterung, weil die Rücklagen für mein Studium im Jahr zuvor für eine Notoperation an der Gallenblase meines Bruders draufgegangen waren.

«Aber woher sollen wir den Rest nehmen? Und das Geld für Unterkunft und Verpflegung?», fragte ich und drehte das Schreiben um, als könnte sich auf der Rückseite ein Scheck verstecken.

«Das kriegen wir schon hin», sagte mein Vater und nahm mir stolz den Brief aus der Hand, obwohl er ihn bereits gelesen hatte. (In den folgenden fünf Jahren gab er Privatunterricht, um Schüler auf den Studieneingangstest vorzubereiten: sechs Stunden am Samstag und drei am Sonntag. Damit verdiente er die restlichen achtzehntausend Dollar pro Jahr und ersparte es mir, einen Studienkredit aufnehmen zu müssen.)

An meiner High School verbreitete sich die Nachricht schnell. Selbst jüngere Schüler, die ich nur flüchtig kannte, blieben auf den Gängen stehen, um mir zu gratulieren.

«Das ist Annie Stoddard. Sie geht aufs Carter», erklärte mein Mathelehrer dem neuen Bioreferendar in der großen Pause auf dem Gang.

«Meine Güte, dann bist du bestimmt extrasmart», erwiderte der und zwinkerte mir zu. Den Rest des Tages sagte ich das immer wieder leise vor mich hin, weil mir der Begriff «extrasmart» gefiel. Zwar hatte ich in der High School nur Bestnoten erzielt, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass ich außerhalb der Pineville High als besonders intelligent gelten könnte.

In der Woche vor meinem Abschluss überreichte mir mein Englischlehrer Mr. Royles leicht verlegen einen Artikel, den er aus dem Internet ausgedruckt hatte und der den Titel trug: **VIERZIG KLASSIKER, DIE MAN GELESEN HABEN MUSS.**

«Das hätten wir dir eigentlich hier in der High School beibringen sollen», sagte er.

Also ackerte ich in den Sommerferien vier davon durch: *Der große Gatsby*, *Was vom Tage übrig blieb*, *Mrs. Dalloway* und *Moby Dick*, für den ich den gesamten August brauchte. Als ich das Buch tatsächlich zu Ende gelesen hatte, war ich so stolz wie nie zuvor.

Mein erstes Jahr am Carter bestand nur aus Seminaren, Orchesterproben und meinem Job im Campus-Buchladen. Zwar verabredeten sich ein paar Leute aus dem Orchester am Wochenende, aber ich war nie dabei. Wenn ich nicht lernte, verbrachte ich die Zeit mit meinem besten Freund Matty und meiner Zimmergenossin Samantha. An den Samstagabenden sahen wir uns Dokus über *White Supremacy*, die größten Opfer des Klimawandels und die Schattenseiten des Kapitalismus an.

Meine Zeit am Carter war eine einzige Herausforderung. Im Mai fühlte ich mich wie ein vollkommen anderer Mensch, der nichts mehr mit der Annie gemein hatte, die im August voller Stolz *Moby Dick* beendet hatte. Ich war den *Campus Progressives* beigetreten und auf meiner ersten Demo gewesen; ich war von Englisch zu Psychologie als Hauptfach gewechselt, weil ich erkannt hatte, dass ich in den Literaturseminaren noch verlorener war, als Mr. Royles befürchtet hatte; in meinem Jahrgang hatten alle viel mehr gelesen als ich, während der Psychologieprofessor meine Hausarbeiten in höchsten Tönen lobte. Es kam mir zweitrangig vor, ob ich mich für das Fach interessierte oder nicht.

Ich lernte unzählige Stunden im Leseraum des Wohnheims und sah durchs Fenster, wie andere Studenten Fußball spielten oder in der Sonne lagen und sich unterhielten. Ich wollte wie sie sein, wusste aber nicht, wie ich das anstellen sollte. Ich wusste nur, wie man sich hinter Büchern verbarrikadierte, wie man unauffällig und zu Hause blieb. Ich bekam Bestnoten und war einsam. Auf dem College war ich genau wie in der Pineville High nur das schlaue Mädchen mit den Brandnarben.

Eines Nachmittags Ende Februar erzählte mir mein Orchesterleiter, dass eine Frau aus dem Ort jemanden suchte, der ihrem Sohn das Fagottspielen beibrachte, und zwar für 65 Dollar pro Stunde – für mich eine unfassbare Summe. Außerdem wollten die Eltern des kleinen Danny Yeager, dass ich dreimal pro Woche kam. Der pflichtbewusste Zwölfjährige verpasste keine einzige Stunde. Als ich in den Semesterferien

Ende Mai nach Hause fuhr, hatte ich über zweitausend Dollar verdient.

Ich wusste ganz genau, was ich damit machen wollte.

Ein Dermatologe in Atlanta empfahl mir eine Farbstofflaserbehandlung, die man so über den Sommer verteilt legen konnte, dass meine Beine im Herbst wesentlich besser aussehen würden. Da ich einen Ferienjob als Babysitterin hatte, würde ich ohnehin die meiste Zeit mit dem Baby auf dem Sofa verbringen.

«Die Narben werden nicht hundertprozentig verschwinden», sagte der Dermatologe, «aber mindestens zu siebzig Prozent.» Behandlungen dieses Umfangs kosteten normalerweise über zehntausend Dollar, doch der Arzt erließ mir einen Großteil davon, weil der Laser ein neues Modell war und ich an einer Vorher-nachher-Studie teilnehmen konnte. Das machte mir zwar ein wenig Angst, aber er versprach, dass ich absolut anonym bleiben würde.

Ich lag auf einer mit Papier bedeckten Liege, während die Laser sich ihren Weg über meine transplantierte Haut bahnten und dabei klangen wie schnalzende Gummibänder. Immer wieder blies eine Praktikantin über einen Schlauch kalte Luft auf die behandelten Stellen. Man hätte meinen können, der Geruch von verbranntem Fleisch würde Erinnerungen an den Unfall wachrufen, aber so war es nicht. Dieses Mal fühlte ich mich auf meiner Arztliege wie eine Superheldin, der gerade ihr Kostüm geschneidert wurde.

Der gesamte Prozess erforderte drei Behandlungen im Abstand von jeweils drei Wochen. Mit der Regenerationszeit dauerte es insgesamt zwölf Wochen, bis die neuen, von den Lasern verursachten Wunden langsam verheilten. Mit jeder Behandlung sahen meine Beine besser aus als seit Jahren.

Meine Eltern unterstützten mich so sehr, dass es fast beschämend war. Am Tag, bevor ich aufs College zurückkehrte, gingen meine Mom und ich Klamotten für den Herbst einkaufen. Meine Beine waren jetzt heller: pfirsichfarben und hauchzart an Stellen, die vorher rot und wulstig gewesen waren; wo sich früher fast lilarote Flecken deutlich abzeichneten, sah man jetzt nur noch rosa Haut mit hellroter Naht. Damit konnte ich leben.

An den Ausverkaufständen griff ich nach Klamotten, die ich normalerweise gemieden hätte: einem kurzen Kleid, Shorts und, nur aus Spaß, einem Minirock aus türkisfarbenem Leder. Zwar war ich kein Mädchen, das Minilederröcke trug, aber ich ahnte, dass ich eines Tages vielleicht eines sein konnte.

Als meine Mutter (eine erfahrene Schnäppchenjägerin) meine Kleiderwahl sah, nahm sie mich lächelnd in die Arme.

«Ich hab sie noch nicht anprobiert», rief ich ihr nach, als sie die Sachen zur Kasse trug, aber sie ignorierte mich und reichte der Kassiererin die Kreditkarte, noch bevor diese überhaupt die Preisschilder gescannt hatte. «Das kannst du zu Hause machen», erklärte sie.

Am Ende dieses Sommers war meine Mutter voller Hoffnung. Genau wie ich.

Am ersten Freitag des neuen Studienjahrs stand ich vor dem Schrank meines altmodischen Zimmers mit der hohen Decke, das nun mir allein gehörte. Meine Zimmergenossin Samantha war im August nach Stanford gewechselt und hatte ihre Geige, ihre Kaugummis und ihren bis in die Nacht das Zimmer erleuchtenden Laptop mitgenommen. Am Carter hatte es ihr nie gefallen; für sie als Tochter eines Filmemachers von der Westküste war dieses College so einengend wie eine Zwangsjacke, und sie war zum zweiten Studienjahr nicht zurückgekehrt, sondern hatte mitten in den Ferien ihre Pläne geändert. Da zu der Zeit jedoch alle Zimmer schon verteilt waren, hatte ich jetzt ein heißbegehrtes Einzelzimmer auf dem Haupthof des Campus.

Jackpot.

«Hast du ein *Glück!*», rief mein Freund Matty und warf sich auf mein Bett. «Ich meine, natürlich wird Samantha uns fehlen, blablabla, aber ganz ehrlich: ein Einzelzimmer? Umsonst?»

«Umsonst ist was anderes», erklärte ich von meinem Schrank aus.

«Ohne Einzelzimmerzuschlag, meine ich.»

Im Schrank lagen hauptsächlich Jeans und Tanktops, aber darunter, direkt neben meinem Fagott, war das Bord, auf dem ich meine neuen Sachen aufbewahrte: das Sommerkleid, den Minirock und die Shorts.

Ich zog meine schwarze Jogginghose aus und eine der Shorts an. Dann wickelte ich ein Handtuch um meinen Oberkörper

und kam hinter der Schranktür hervor.

Matty, der an die Wand gelehnt auf meinem Bett saß, blickte von seinem Laptop auf.

«Was denkst du?», fragte ich. In Modedingen hatte ich ihn noch nie um Rat gefragt – so lief das nicht zwischen uns. Manchmal fragte er *mich* um Rat, vor allem wenn er mich überreden wollte, mit ihm in Schwulenclubs zu gehen. Ich hingegen trug meine College-Uniform, seit wir uns kannten, also gab's von meiner Seite aus nichts zu besprechen.

«Vielleicht solltest du dir obenrum noch was anziehen», bemerkte er.

Darauf ging ich nicht ein. Ich drehte mich von ihm weg zum großen Spiegel. Da waren meine Beine.

«Wenn du die Shorts meinst», sagte Matty schließlich – und seine Stimme verriet, dass er genau wusste, was ich gemeint hatte – «dann wird es wirklich höchste Zeit, dass du dich dem Wetter entsprechend anziehst. Es ist heiß in North Carolina. Und du hast ein ganzes Jahr gebraucht, um das zu kapieren.»

Ich rührte mich nicht. Er sah mich im Spiegel an.

«Du schaffst das», sagte er.

So fing es an.

## Bea

*Freitag, 25. August*

Zu Beginn ihres letzten Schuljahres hatte Bea den nächsten Schritt in ihrem Leben geplant. Sie wollte ein medizinisches Vorstudium an der Miss Porter's School absolvieren und nach dem Abschluss ihrer besten Freundin Lorn nach Vassar, Amherst oder Dartmouth folgen – mit ein wenig Glück vielleicht sogar nach Harvard oder Yale, wo sie in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und Medizin studieren würde. Beas Mom war Gynäkologin und Chirurgin gewesen, bevor sie die Leitung eines Krankenhauses übernahm, und während Beas Kindheit hatte sie kleine, glänzende Statuen mit Goldinschrift gesammelt, die von ihren Verdiensten um die Gesundheit der weiblichen Bevölkerung zeugten. Wie sollte Bea da einen anderen Weg einschlagen?

Aber dann, im September ihres Abschlussjahres, hatte Mr. Canon im Politikkurs das Buch «Radical Justice» von Lou Friedman durchgenommen. Der Strafverteidiger und Juraprofessor hatte sich in liberalen Kreisen durch sein weithin bekanntes Werk gegen die Todesstrafe einen Namen gemacht. In seinem Buch stellte er Männer aus fünf Generationen einer

schwarzen Südstaaten-Familie vor. Angefangen mit dem versklavten Ururgroßvater, gefolgt von seinen Nachkommen während der Sezessionskriege und der Wiedereingliederung der Südstaaten in die USA, dann während der Jim-Crow-Ära mit den Rassentrennungsgesetzen bis zu den 1990er Jahren, wo der jüngste Spross der Familie zwei Jahre im Gefängnis auf seinen Prozess wegen Diebstahls warten musste, weil er sich die Kautionsleistung nicht leisten konnte, und schließlich Selbstmord beging. Letzten Endes wurde die Anklage fallen gelassen. Friedman legte dar, dass die Inhaftierung und der Selbstmord dieses Mannes sinnbildlich für die über ein Jahrhundert währende strukturelle Misshandlung seiner Familie waren.

Angesichts der systematischen Misshandlung der schwarzen Bürger forderte Friedman, dass das staatliche Rechtssystem bewusst und vollkommen auf den Aspekt der Vergeltung verzichten müsse. Um zu gewährleisten, dass die schwarze Bevölkerung nicht weiter unterdrückt würde, konnte Lou Friedman zufolge eine annehmbare Definition von Gerechtigkeit nur aus zweierlei bestehen: Täter-Rehabilitierung und Wiederherstellung von Opferwürde. Sein Ansatz von auf Versöhnung basierender restaurativer Gerechtigkeit wurde weltweit rezipiert.

Bea war so begeistert vom idealistischen Ton und von der Tiefe des Autors, dass sie das Buch während einer Oktobernacht in einem Rutsch las. In den Abschnitten, die sie am berührendsten fand, erzählte er die Geschichten von Opfern schlimmster Gewalttaten, die in Zusammenarbeit mit

... aber ich begreife immer noch nicht, wie solche Ungerechtigkeit einfach hingenommen und abgetan wird.

... aber werde ich je meine Wut loswerden?

Schon im ersten Sommer unserer Beziehung trennten Henry und ich uns wieder. Natürlich blieben wir Freunde, schließlich war es Henry. Zwei Jahre später zogen Matty und ich nach New York und teilten uns ein Apartment in Brooklyn. Er bekam eine Stelle als Faktenprüfer bei der *Daily News*, und ich arbeitete in der Presseabteilung einer gemeinnützigen Organisation, die sich auf Hilfe für hungernde Kinder konzentrierte. Unsere Miete verdienten wir beide mit Englischunterricht. Ich lernte, mit einem einzigen Bagel für drei Dollar Frühstück und Mittagessen abzudecken. Abends tranken wir billigen Rotwein und sahen uns endlos Serien auf seinem Laptop an, und morgens fuhren wir gemeinsam mit der U-Bahn nach Manhattan.

Drei Jahre nach dem Abschluss hörte ich von Bea, dass sie nach New York käme, um ihren Master in Gesundheitswesen zu machen. Als sie fragte, ob wir nicht mal einen Kaffee zusammen trinken wollten, sagte ich zu, meldete mich aber nicht wieder, als sie mich bat, einen Termin vorzuschlagen.

Von Tyler hörte ich, er wäre seit einem Skiunfall in Colorado gelähmt. Aber ich machte mir nicht die Mühe herauszufinden, ob das stimmte. Außerdem hörte ich, er würde in Houston Jura studieren. Ob diese Zeit unseres Lebens und das, was zwischen uns vorfiel, so in ihm nachwirkt, wie es in mir nachwirkt – ich weiß es nicht.

Denn das ist die Krux an diesen Geschichten: Man weiß nicht, wo das *Aber* für die Tyler Brands dieser Welt steckt. Dringt es manchmal in ihr Bewusstsein, wie sie wirklich sind, oder zumindest, wie sie einmal waren?

Als Matty sich eines Morgens verspätete, ging ich alleine los. Kurz darauf trafen wir uns auf dem Bahnsteig wieder. Er fragte, wo ich gewesen sei, er hätte versucht, mich einzuholen.

Da erklärte ich ihm, dass ich, wenn wir nicht zusammen gingen, eine andere Strecke zur U-Bahn-Station nähme.

«Wieso?», fragte Matty.

Ich zuckte nur die Achseln, und das Dröhnen der einfahrenden U-Bahn ersparte es mir, antworten zu müssen. Der Grund war mir auch erst auf seine Frage hin klargeworden: Auf unserer gemeinsamen Strecke hatte ich einmal jemanden vom College gesehen, aus der PiKa-Verbindung.

Wir stiegen in die Bahn, die ausnahmsweise mal fast leer war, nahmen nebeneinander Platz und schwiegen, während wir durch den Tunnel in die Zukunft gefahren wurden, die vor uns lag.

## Dank

Den Vertrag für dieses Buch erhielt ich an dem Tag, an dem ich mein erstes Baby bekam. Das war surreal und aufregend. Ich wusste nicht, wie ich ein Neugeborenes aufziehen oder wie ich ein Buch schreiben sollte, während ich ein Neugeborenes aufzog. Plötzlich war das Leben voller herrlicher, unbekannter Möglichkeiten.

Lieber Leser, liebe Leserin, ich verrate gleich das Ende: Ich schrieb das Buch, und das Baby kann mittlerweile laufen (und singen!). Schreiben konnte ich nur mit großer Hilfe von anderen. Daher danke ich meiner unglaublichen Lektorin Emily Griffin und meiner phänomenalen Agentin Claire Anderson-Wheeler. Dank auch an meinen Mann Lucas Richter, meine Mom Clista Adkins und an meine Engel Rachel Fischer und Rachael Fowler, die sich 2018 liebevoll um Finn kümmerten, während ich an dem Buch schrieb.

Großen Dank schulde ich auch meiner Autorencommunity und meinen Freunden, die auf die eine oder andere Weise zur Entstehung dieses Buches beitrugen: Lucas Schaefer, Chandler Phillips, Emily Stirba, Naomi Shatz, Tamara Giwa, Haley Hoffman, Rachel Abramowitz, Kate Tellers, Stephen Ruddy, Gregg Lachow, Sarah Stone, Joselin Linder, Jorge Novoa, Nicole Solomon, Alex DiFrancesco, Jess Mannion, Joanne Solomon, TJ Wells, Gabra Zackman, Katie Beth Ongena, Jack Thomas, Tony

Brown, Melissa Feldman, Simone Policano, Christian Probst,  
Carly Stern und Niev Mooney.

Schließlich danke ich allen Frauen von *All of the Above* an  
der Duke University – allen Generationen. Ich hoffe, ihr werdet  
euch noch viele Jahre lang Geschichten erzählen.